

F r a n z G r u b e r

Wohin geht die Kirche?

Ermutung auf dem Weg des II. Vatikanischen Konzils für heute und morgen

Ein Impuls für das Diözesane Forum am 22.11.2014, Bildungshaus Schloss Puchberg b. Wels

Liebe Mitglieder des Diözesanforums!

„... heute, 50 Jahre danach, müssen wir uns fragen: Haben wir da all das getan, was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil spürbar gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar auch Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen.“

Diese bemerkenswerten Sätze stammen nicht von Hans Küng oder Pfarrer Schüller oder einer Sprecherin einer der vielen kirchlichen Protest- und Reformgruppen, sondern von Papst Franziskus, gesprochen am 16. April 2013 im Rahmen einer seiner Morgenmessen im Vatikanischen Gästehaus Santa Marta (vgl. Radio Vatikan am 16.4.2013; nachzulesen auch im Buch: Papst Franziskus, Predigten aus den Morgenmessen in Santa Marta, Freiburg-Basel-Wien 2014). Der Papst sagt darin nichts weniger als: Wir sind als Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht viel zu weit gegangen, sondern wir sind nicht weit genug gegangen. Das Konzil war ein Aufbruch der Kirche, der aber noch nicht zu Ende ist. Es war nur, wie Karl Rahner sehr hellsichtig am Ende des Konzils sagte: der „Anfang eines Anfangs“.

Das Diözesane Forum „Lebenszeichen – Mit dem II. Vatikanum auf dem Weg“ steht unter diesem Anspruch, auf dem Weg zu bleiben und weiterzugehen. Schon vor eineinhalb Jahren wurde ich angefragt, ob ich bereit wäre, für das Diözesanforum 2014 einen theologischen Impuls einzubringen und der Kirche von Linz, den Delegierten dieser Versammlung Mut zu machen auf dem Weg in die Zukunft. Das ist ein großer Anspruch, denn Theologie ist zuerst eine nüchterne Arbeit und ihr vorrangiger Zweck besteht nicht darin Mut zu geben, sondern Erkenntnis, Sachverstand, Urteilsfähigkeit.

Nun möchte ich aber keinen weiteren von vielen Konzilsvorträgen halten, die Sie sicher in den letzten Jahren gehört haben. Vielmehr versuche ich einen bildhaften Zugang zur Thematik zu artikulieren, um unsere Situation, unsere Hausforderung heute und in näherer Zukunft zu bestimmen. Ich möchte Ihnen ein Gedanken-Bild vorstellen, das uns helfen kann, eine Lagebestimmung auf unserem Weg als wanderndes Volk Gottes in der Geschichte zu geben; denn wer nicht weiß, aus welcher Richtung er kommt und wo er sich gerade befindet, wird schwer erkennen können, welchen Weg er für die Zukunft nehmen soll.

Das Konzil – ein Kompass für die Kirche auf ihrem Weg

Nun ist für mich das II. Vatikanum weder der Weg noch das Ziel der Kirche, sondern vielmehr ein Kompass, damit die Kirche ihren Weg findet. Das Konzil war eine Neukalibrierung, eine Neustimmung des Wesens von Kirche, und mit diesem neuen Kompass befindet sich die katholische Kirche seither auf einem neuen Weg. Dieser Konzilskompass zeigt allerdings einen unbekanntem Weg, der erst im Gehen entsteht und dadurch, vor allem im Rückblick, Konturen erhält. Was zeigt dieser Kompass, woraus besteht er, wie muss man ihn bedienen?

In wenigen Sätzen möchte ich Bekanntes in Erinnerung rufen: Das Zweite Vatikanum sagt: Kirche ist Zeichen und Werkzeug, Sakrament der ewigen Verbindung Gottes mit dem Menschen und der Einheit der Menschen untereinander (Lumen gentium 1), sie ist also das Instrument auf der Suche nach dem Reich Gottes (vgl. Mt 6,34). Kirche ist die irdische Glaubensgemeinschaft Christi, aber das ist sie nur, insofern sie eine Solidaritätsgemeinschaft mit den Menschen von heute, besonders mit den Armen und Bedrängten jeder Art ist, und insofern sie mit diesen Menschen Freude und Hoffnung, Trauer und Angst teilt (Gaudium et spes 1). Solidarisch mit den Menschen hat sie die Aufgabe, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten (GS 4), sie soll darin Gottes Gegenwart in der Geschichte entdecken, damit der Mensch sein Heil, seine Erlösung findet. Aus diesen wichtigen Bestandteilen (und vielen anderen Details, die hier nicht näher beleuchtet werden können) besteht der Kompass des Konzils.

Was ergibt sich daraus? Ich möchte sagen – weitere Bilder: Wohin weist die Nadel des Kompasses, welche Richtung zeigt sie an? Das Konzil ist hierin eindeutig: in die Richtung des von

Jesus Christus verkündeten, schon angebrochenen Gottesreiches. Darin liegt das Geheimnis der Kirche (LG 5). Es leuchtet schon im Wort, im Werk und in der Gegenwart Christi auf. Das heißt, Kirche ist nicht Selbstzweck, sie darf keine um sich kreisende Kompassnadel sein (ein solcher Kompass wäre völlig unbrauchbar), oder mit Papst Franziskus gesprochen, eine auto-referentielle Kirche, eine Kirche, die auf sich verweist, anstatt auf das in Christus angebrochene Gottesreich. Hier ist vor allem noch ein Aspekt wichtig: Die Kirche kann das Ziel, auf das sie zugeht, das Reich Gottes, nicht erreichen. Es ist wie ein Stern, der leuchtet, der sichtbar, aber selber unerreichbar ist. Dennoch ist es nicht in unendlicher Ferne, so wie das Sternenlicht hier und jetzt das Auge der Betrachterin erreicht. Das Reich Gottes bricht an in den personalen und geschichtlichen Heilserfahrungen, wie es uns Jesus Christus erschlossen hat.

Damit ist schon das nächste Bild aufgerufen: Wie schaut der Weg der Kirche aus, wenn sie mit den Menschen unterwegs ist? Keine Frage: Ein solcher Weg ist anspruchsvoll, mühsam, steil, manchmal trocken und frustrierend, denn so ist auch das Leben der Menschen, aber zugleich ist der Weg absolut lohnend, er ist schön. Es ist der Weg, auf dem Freude und Hoffnung, Trauer und Angst geteilt werden, und was könnte es Kostbareres geben, als ein solches mit-geteiltes Leben, das nicht bei sich bleibt, sondern unterwegs ist, hin zum Anderen, wer immer das ist.

Jeder Weg bringt immer auch Gefahren mit sich, äußere Gefahren, die vom Gelände vorgegeben sind, innere Gefahren, die von den Wandernden selbst kommen. Ich möchte zwei Gefahren nennen: Die eine Gefahr liegt in den Illusionen über den Wegverlauf und über die konkrete Wegrichtung. 50 Jahre nach dem Konzil stehen die Illusionen klarer vor Augen: Etwa die *progressive Illusion* des Erfolges, die meint, wenn sich Kirche erneuert, dann wird sie von den Menschen gestürmt und attraktiv empfunden. Oder die *regressive Illusion*, die meint, dass früher alles besser gewesen sei. Alles Unglück der katholischen Kirche hätte mit dem Konzil, mit dem Aufbruch begonnen. Eine andere Gefahr spüren wir heute besonders stark, nämlich die Gefahr nicht mehr weiterzugehen, stehenzubleiben, sei es aus Enttäuschung, aus Verweigerung, aus Angst vor Veränderung, oder aus einer Haltung des Abwartens.

50 Jahre nach dem Beginn des Konzils sind wir auf einem Weg, der nach einem unglaublichen Aufbruch unweigerlich in eine kritische Phase geraten ist. Das konnte nicht ausbleiben,

jeder Auszug aus Gewohntem, jeder Aufbruch in die Zukunft bedeutet auch Wagnis. Die Erzählung des Auszugs aus Ägypten, die 40-jährige Wanderung durch die Wüste, dieses großartige Epos des Alten Testaments sollte uns viel bewusster vor Augen stehen. Unser Leid an dem konziliaren Weg ist auch eine Folge unserer Bibelvergessenheit.

Der Weg der Diözese Linz seit dem Konzil – eine Skizze

Wie also verlief dieser Weg, den wir vom Konzil bis zum heutigen Tag zurückgelegt haben? Ich möchte mich nur auf die Diözese Linz beschränken und ihren Weg kurz nachzeichnen, ohne damit einen umfassenden Objektivitätsanspruch zu erheben. Als 1960 Geborener bin ich zwar ungefähr so alt wie das Konzil, aber doch um 10, 15 Jahre zu jung, um diesen Prozess aus der Diözesanperspektive selbst ganz überblicken zu können. Aber in wenigen Strichen lässt sich so viel sagen: Es gab die **erste Etappe** zwischen 1960 und 1975, die **Phase des Aufbruchs**, die auch noch einmal eine quantitative Hochphase der Katholischen Kirche in Oberösterreich war. Viele erzählen heute begeistert von diesen Zeiten des Frühlings der Kirche. Allerdings war der Aufbruch damals bereits begleitet vom Aufeinanderprallen unterschiedlicher Mentalitäten. So legten sich Seminaristen des Linzer Priesterseminars oder einige Kapläne mit der Seminar- bzw. Diözesanleitung an. Ein Hauch von '68 durchwehte die heiligen Hallen. Gewiss war das wichtigste Ereignis jener Zeit die Diözesansynode, die Geburtsstunde der Diözese Linz, so wie sie heute pastoral und organisatorisch dasteht. Wesentlich waren auch prägende Persönlichkeiten, die einer dialogischen, mit den Menschen von heute solidarischen Kirche ihr Gesicht gaben: Rektor Wild, Eduard Ploier, Bernhard Liss und viele andere, die ich jetzt namentlich nicht nennen kann. Sichtbares architektonisches Zeichen dieser Zeit war der Neubau des Pastoralamtes.

Die **zweite Phase von 1975 bis 1990** möchte ich als die **Phase der Konsolidierung und Institutionalisierung** bezeichnen. Die wilden Jahre des Sturm und Drangs waren vorüber, in den Pfarren herrschte rege Betriebsamkeit, das Pastoralamt lief auf Hochtouren, ein Stab von LaienmitarbeiterInnen wurde angestellt, bald gab es so viele Büros wie es Pfarren gab. Zur Konsolidierungsphase gehört auch das Phänomen der LaientheologInnen, die zu dieser Zeit auf die theologischen Fakultäten drängten und dann beruflich im Schuldienst und in der Pastoral ankamen, während parallel die Anzahl der Neupriester schon deutlich zurückging. Die

Seelsorge professionalisierte sich zunehmend mit der neuen Generation an ausgebildeten SeelsorgerInnen. Diese spitzten allerdings auch die Fragen um das besondere Weiheamt der Kirche zu, bis hin zur Frage der Rolle der Frau in der Kirche. Auch in dieser Phase brachen unübersehbare Spannungen auf, die beim Bischofswechsel von Bischof Zauner zu Bischof Aichern an die Oberfläche traten und zeigten, dass die Diözese keine geschlossene Weggemeinschaft war.

Die **dritte Phase** setze ich mit den 1990er Jahren an, und ich möchte sie die **Phase der Transformation** bezeichnen. In dieser Phase verändert sich das Verhältnis von Religion und Gesellschaft merkbar und bestimmt mehr denn je den pastoralen Weg. Es wurden Phänomene sichtbar, die bis heute wirksam geblieben sind: etwa der stille oder auch laute Auszug der Menschen aus der Kirche; die Individualisierung der Religiosität; die zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft; Affären und Skandale im Klerus; das Erlahmen der Pfarrgemeinden, die zunehmend demographisch überaltern; die Entfremdung vieler Kirchenglieder von der Kirche aufgrund umstrittener Bischofsnennungen in Österreich. Die Diözese polarisierte sich nun weiter, es entstanden Initiativ- und Protestgruppen in beiden Lagern. Auch die ökonomischen Ressourcen der Diözese wurden ein zentraler Faktor der Pastoralplanung: erste Sparmaßnahmen mussten gesetzt werden, die „fetten Jahre“ waren definitiv vorbei.

An die Stelle der großen pastoralen Visionen der 70er Jahre traten nun Pastoralpläne in Kraft, die vor allem den knapper werdenden personellen und finanziellen Ressourcen Rechnung trugen. Selbstverständlich hat auch der Episkopatswechsel von Bischof Aichern zu Bischof Schwarz Spuren hinterlassen. Die pastoralen Spielräume wurden enger, die Kirchenleitung war eingezwängt zwischen römischer Observanz und ängstlichem Agieren einerseits und einem verstärkten pastoralen Druck von unten andererseits, den Weg der Diözese (jetzt wird der „Linzer Weg“ zu einem besonders beschworenen Identifikationsmerkmal) nicht abubrechen. Ein gewisses „rien ne va plus“ – nichts geht mehr – wurde auch in der Diözese spürbar, trotz vieler kleiner lebendiger Oasen und Initiativen. Der diözesane Weg wurde immer mehr von strukturellen Krisen bestimmt: die abnehmende Quantität des Klerus; die gegenüber den gestiegenen Anforderungen nicht mehr Schritt haltende pastorale Kompetenz vieler Priester; der Einzug einer gewissen „Angestellten-Mentalität“ bei kirchlichen MitarbeiterInnen in der Pastoral; das Beharren der Pfarrgemeinden auf ihre Territorialhoheiten; die

finanziellen Engpässe; die Überalterung des Kirchenvolkes bzw. das Fernbleiben der Jungen; der Rückgang der Gottesdienstbesuche; und so weiter.

Diese lange letzte Phase war zwar keine Phase des völligen Stillstands, wohl aber eine Phase des Verlusts einer gemeinsamen Orientierung, eine Phase des vielfältigen Suchens nach neuen Wegen. Die strukturellen Dynamiken (Stichwort: Individualisierung; Säkularisierung; Entkirchlichung; Personalknappheit; Glaubwürdigkeits- und Plausibilitätskrise der Kirche) bestimmten immer mehr den Lauf der Dinge, so dass ich resümierend sagen würde: wir befinden uns heute in einer Phase der Zäsur.

Aus meiner Sicht deute ich den zurückgelegten Weg der Diözese folgendermaßen: Es war und ist eine große Stärke der Ortskirche von Linz, dass sie das Konzil sehr ernst genommen hat, mit dem Geist des Konzils Pastoral gestaltet hat, es durchbuchstabiert und in konkrete organisatorische und pastorale Maßnahmen verarbeitet hat. Die Laien und Ehrenamtlichen sind wirklich gefragt und eingebunden worden. Es ist ein hohes Bewusstsein von Kirche als Volk Gottes entstanden und eine sehr aktive, manchmal sogar zu aktive Diözese ist entstanden. Mit diesem Potenzial kann die Diözese den Weg in die Zukunft ohne Zweifel weitergehen, das sind wertvolle Ressourcen. Aber es zeigen sich auch Defizite: ein Defizit ist die nicht gelungene Überbrückung der Mentalitäten des nach vorne drängenden und des bewahrenden Lagers. Ein anderes Defizit ist die mangelnde kommunikative und administrative Abstimmung zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk. Das pfarrliche Eigenbrötlertum ist sehr ausgeprägt, aber auch ein gewisser „Rigorismus“ von oben, ohne viel Kommunikation administrativ einzugreifen. Ein drittes Defizit ist das mangelhafte Verständnis der gesellschaftlichen Transformationen und insofern des sich stark verändernden pastoralen Geländes. Wir müssen uns allerdings immer bewusst sein: Wir haben das Gelände der Geschichte, der Gesellschaft nicht im Griff, und wenn wir in die Zukunft gut hineingehen wollen, dann müssen wir ein besseres Verständnis aufbringen, in welcher „religiösen Landschaft“ wir uns heute überhaupt befinden. Welche Wege, welche Schritte es braucht, damit wir in dieser veränderten Situation weitergehen können? Wir müssen noch sehr viel lernen, um unsere Situation zu verstehen.

Grundlegende Herausforderungen heute und in Zukunft

Kurzum: Ich denke, wir befinden uns in einer epochalen Zäsur, und das fordert die Kirche, sowohl die Ortskirchen als auch die Weltkirche, in einem doppelten Sinn heraus, die ich auf dem Hintergrund der Konzilstheologie so beschreiben möchte: Die **erste Herausforderung** ist die Bestimmung der Kirche in ihrem Verhältnis zur Welt heute und das heißt: Meint es die Kirche wirklich ernst mit dem Anspruch, eine Kirche mit und für die Menschen zu sein? Auch die Kirche von Linz muss sich entscheiden, ob sie auf der Seite der Bedrängten steht, oder ob es ihr letztlich um ihre Selbstbehauptung geht. Es geht um die Frage, ob sie sich auf die prophetische Dimension des Evangeliums auf neue Weise einlassen will oder ob sie ein gut durchorganisierter, aber letztlich harmloser religiöser „Wohlfühl-Verein“ werden will, der halt für ein bisschen Religiosität, ein bisschen Folklore und Gemeinschaftsgefühl im gestressten Alltag der Menschen sorgt.

Es geht meines Erachtens um die Glaubwürdigkeit des Kirchenvolkes, ob es in den 50 Jahren seit dem Konzil herangereift ist zum empathischen und solidarischen Gottesvolk, das die spirituelle und diakonische Kraft hat, mit den Menschen von heute zweckfrei und ohne Hintergedanken der Rekrutierung oder Moralisierung solidarisch zu sein. Menschen heute so begleiten heißt, noch viel achtsamer und hellhöriger darauf zu hören, was die Menschen erleben, was sie erleiden, was sie sich von Kirche erwarten. Mit Papst Franziskus hat die Amtskirche die höchstautoritative Einladung gegeben, auf das Volk Gottes zu hören, ja sich sogar dem „Geruch der Schafe“ auszusetzen und dem Papst mutige Vorschläge der Veränderung auf den Tisch zu legen. Papst Franziskus schreibt nämlich ins Stammbuch jeder Pfarre, jeder Diözese, jedes Priesters, jeder/s pastoralen Mitarbeiters/-in: „Ich sehe ganz klar ... dass das, was die Kirche heute braucht, die Fähigkeit ist, Wunden zu heilen und die Herzen der Menschen zu wärmen – Nähe und Verbundenheit. Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder nach hohem Zucker fragen. Man muss die Wunden heilen. Dann können wir von allem anderen sprechen. Die Wunden heilen, die Wunden heilen ... Man muss ganz unten anfangen.“ (A. Spadaro SJ, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg-Basel-Wien 2013, 47f.) In einer Audienz mit römischen Priestern stellt Jorge Bergoglio die aus dem Mund eines Papstes unerwarteten Fragen: „Weinst du? Kämpfst du? Streichelst du?“ und meint damit, dass diese

Empathiefähigkeit des Priesters Voraussetzung ist, um heilen zu können: „Es gibt so viele verletzte Menschen, verletzt von materiellen Problemen, von den Skandalen, auch in der Kirche. Wir Priester müssen dort sein, nahe an diesen Leuten. Barmherzigkeit bedeutet vor allem anderen und zuerst, die Wunden zu heilen. Später dann können wir uns um die Analyse kümmern. ... ich frage euch liebe Mitbrüder: kennt ihr die Wunden der Menschen in eurer Pfarre?“ (Radio Vatikan auf seiner deutschsprachigen Homepage am 6.3.2014)

Die **zweite Herausforderung** der Kirche in der Bestimmung ihres eigenen Wesens, Zeichen und Werkzeug Gottes zu sein, ist nicht weniger anspruchsvoll: Kirche muss die Spannungen zwischen dem gemeinsamen und dem besonderen Priesteramt (vgl. *Lumen gentium* 10) konstruktiv lösen. Hier ist ein theologischer und noch viel mehr ein kirchenrechtlicher Nachholbedarf vonnöten, den keine Ortskirche selbst leisten kann. Das ist die Aufgabe der Bischöfe unter der Leitung des Bischofs von Rom. Die Aufgabe der Ortskirche, der Pfarrgemeinden, der Dekanate aber ist es, diese beiden für die katholische Kirche zentralen Pole in Energie zu verwandeln und nicht in wechselseitige Kurzschlüsse, wie das besonders in den letzten zwei Jahrzehnten sichtbar wurde. Die Identität der hauptamtlichen geweihten und nichtgeweihten SeelsorgerInnen sowie der ehrenamtlichen und engagierten Gemeindemitglieder muss sich an der Aufgabe ausrichten, gemeinsam als Volk Gottes mit den Menschen heute auf dem Weg zu sein, das Reich Gottes, das heißt das menschliche Leben in Würde, Sorge und Respekt füreinander zu suchen. Es kann nicht darum gehen, dass die Fragen, wer darf was, und wer darf was nicht, zu den Primärfragen der Pastoral werden.

Der künftige Weg der Kirche und die Ausbildung von Fähigkeiten für diesen Weg

So komme ich zum abschließenden Bild, zur Frage: Wohin geht die Kirche, wenn sie in die Zukunft geht? Im strengen Sinn ist diese Frage natürlich unbeantwortbar, weil uns die Zukunft verschlossen ist. Sicher können wir spekulieren, wie schaut die Kirche von Linz in 50 Jahren aus. Aber diese Frage zu stellen, stellt eine Falle dar: weil wir den Glauben einer Kirche, ihre Nähe zum Gottesreich nicht messen können, darum neigen wir dazu, quantifizierbare Parameter als Maßstab zu nehmen: Anzahl der KatholikInnen; Häufigkeit des Gottesdienstbesuches; die Anzahl der Priester, Diakone und pastoralen MitarbeiterInnen; die Aktivitäten der verschiedenen Einrichtungen usw. Eine andere Falle ist der Denkansatz: Wie

können wir die religiöse Krise der Gegenwart lösen? Welche Aktionen müssen wir setzen, dass es besser wird? Wir können die Krise nicht lösen, schon das Wort „Krise“ ist eigentlich irreführend. Wir treten nach 50 Jahren Konzilsweg in Wahrheit in eine neue unbekannte Landschaft ein, für die viele bisher bewährte Wege nicht mehr greifen. Wir stehen vor einem neuen Aufbruch, der anders sein muss, als der Aufbruch vor 50, vor 40 Jahren. Dieser Aufbruch könnte auch nicht mit einer neuen Diözesansynode in Gang gebracht werden, denn es braucht dazu viele kleine, mutige, experimentierende, aber auch sehr beharrliche Schritte. Dieser Aufbruch müsste meiner Meinung nach auch besonders der Entwicklung neuer Fähigkeiten, neuer Kompetenzen dienen, und zwar **auf allen Ebenen der Kirche**. Ich habe diese gefragten Fähigkeiten schon öfter andernorts artikuliert und ich möchte sie auch hier wieder benennen:

1. Es braucht unbedingt eine neue **spirituelle Befähigung**. Eine Stärke der vorkonziliaren Kirche war die spirituelle Kraft des Volkskatholizismus. Doch dessen Formen sind weithin überholt. In einer bürgerlichen, postmodernen, individualisierten Landschaft kann sich diese Energie von damals nicht mehr entfalten. Was heißt das? Jede Pfarrgemeinde muss sich überlegen, wie sie ansprechende Formen der Spiritualität fördert und entwickelt. Jede Gemeinde muss sich verstärkt um die spirituellen Quellen des Christseins kümmern. Sie müsste neue „Wasser- und Lebensquellen“ erschließen, damit die Menschen in einer Zeit des Überflusses an Gütern und des Mangels an Lebenssinn und Zuwendung von der Quelle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gestärkt werden. Anstatt noch mehr Aktivismus (für den sich ohnehin kaum noch jemand begeistern lässt) würde ich eine große „Portion“ Kontemplation empfehlen.

2. Es braucht eine neue **kommunikative Fähigkeit**, den Glauben im Kontext unseres Weltbildes und des modernen Selbstverständnisses, im Kontext von religiöser Individualisierung auszudrücken. Viele Sprachformen der religiösen Tradition sind kollabiert, sind zerflossen, wir müssen mit den Menschen von heute neue Sprachen suchen. Wichtigste Voraussetzung: die eigene Sprachnot zu akzeptieren und hinzuschauen, welche Worte, welche Sprachen sprechen die Menschen heute und wie kann daraus eine Verständigung erreicht werden. Eine „Lernschule des Glaubens“ ist nötig, in der wir uns fragen: Was heißt es, wenn wir bekennen: *Ich glaube an Gott*? Was heißt es heute angesichts unseres evolutionären Weltbil-

des zu sagen: *Ich glaube an einen Schöpfergott? Was heißt es: Ich glaube, dass Jesus der Christus ist? Was heißt Auferstehung von den Toten? Was bedeutet: Ich glaube an das ewige Leben? Warum ist Kirche essentiell für den Glauben?* Ein Katholik, eine Katholikin sollte darauf eine halbwegs stimmige Antwort geben können, ohne dass er oder sie dazu ein Theologiestudium absolvieren muss. Ich weiß: Dieses Problem ist so alt wie das Konzil, schon Karl Rahner sprach von den „Kurzformeln des Glaubens“ – wir haben bis heute darauf noch immer keine Antwort gefunden. Das sollte uns beunruhigen!

3. Es braucht eine **Befähigung zur Empathie und Solidarität**: Neben professionellen, gut geplanten und durchgeführten Aktionen braucht es den Mut, uns den Sorgen und Ängsten, den stillen Leiden und Schmerzen der Menschen auszusetzen. Wir müssen gegenüber den Menschen die Werte der vorbehaltlosen Anerkennung, des guten Umgangs miteinander viel mehr pflegen. Daraus muss eine neue diakonische Kompetenz entstehen, die im pfarrlichen Selbstverständnis noch viel tiefer verankert ist, als es jetzt der Fall ist. Und diese Fähigkeit muss durchaus gesellschaftskritisch gewagt werden. Wenn wir hier Flagge zeigen, müssen wir mit Gegenwind rechnen! Aber wir dürfen – um Gottes Willen – die Leidenden heute, die Schwächsten der Gesellschaft, nicht aus dem Blick verlieren, im Gegenteil, wir müssen die Pastoral noch viel mehr von dorthin zuspitzen, sonst werden wir eine Kirche, die nur noch um sich selbst kreist. Dann treibt uns die Angst vor den unbekanntem Anderen, die bei uns anklopfen, in eine prekäre Selbstabschließung, die uns aber auch zum Gericht wird, wie wir es im morgigen Evangelium am Christkönigssonntag hören werden: *„Denn ich war hungrig, und ihr habt mir nichts zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir nichts zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich nicht aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir keine Kleidung gegeben; ich war krank und im Gefängnis und ihr habt mich nicht besucht.“* (Matthäus 25,42-43)

4. Es braucht schlussendlich eine neue Kompetenz der **Ästhetik** und im **Verständnis und Vollzug von Ritualen**. Die ursprünglichste Sprachform des religiösen Glaubens ist das Ritual. Doch viele Menschen verstehen entweder unsere Rituale nicht mehr oder sie suchen sich ihre Rituale auf dem religiösen Markt. Wir müssen noch viel mehr Konzentration auf unsere liturgischen Feiern legen. Viele Gottesdienste sind zu wortlastig, sie führen nicht in die Stille und Sammlung; Ansprachen und Predigten sind oft schlecht vorbereitet und geben den

Menschen keine geistige Nahrung; Lesungen und Texte werden oft – mit Verlaub gesagt – „heruntergewurschtelt“ – wir müssen deshalb das LektorInnenamt viel ernster nehmen als bisher. Gut gemeint werden oft Rituale erfunden, die nicht rüberkommen. Wie können wir miteinander den Glauben feiern in einer Weise, dass dabei auch die Generationen überbrückt und miteinander verbunden werden?

Ich habe keine fertigen Antworten auf diese Herausforderungen, denn wir müssen sie größtenteils erst neu finden. Wenn diese Fähigkeiten aber entfaltet werden – und sie werden Gott sein Dank schon entwickelt – dann wird Kirche, bei aller bleibenden Fragmentarität, bei allem Zurückbleiben hinter ihrem Anspruch, auch das sein, wozu sie gestiftet worden ist: eine Gemeinschaft zu sein, die „Gotteskompetenz“ hat, die also gott-befähigt ist, das unaussprechbare Geheimnis, in dem wir leben, uns bewegen und in dem wir sind (vgl. Apostelgeschichte 17,27) zu verkünden und es erkennbar zu machen. Diese „Gotteskompetenz“ kann Kirche nicht machen, kein Mensch, keine Kirche verfügt über Gott, aber Gott selbst schenkt diese Befähigung immer wieder neu seinem wandernden Volk. Der Geist weht ja, wo er will. Aber das Wort Gottes braucht einen Acker, auf dem seine Saat aufgehen kann. Es braucht Menschen, in denen es zur Frucht wird.

Die Urerkenntnis der biblischen Gotteserfahrung ist: Gott ist dort, wo Menschen unterwegs sind, wo sie aufbrechen und eine menschliche Welt suchen und gestalten. Wer von dieser Perspektive ausgeht, für den wird die Frage nach der Zukunft der Kirche sekundär. Ich sehe in unserer Diözese, in unserem Land, auf unserem Kontinent, ich sehe auf der Welt viele, unzählig viele Menschen aufbrechen nach einem menschlicheren Leben, und zwar in einem riesigen Ausmaß auch außerhalb der Kirche. Das kann uns Mut geben für die Zukunft, denn in diesen Aufbrüchen dürfen wir vertrauen, dass immer auch Gott mit auf dem Weg der Menschen ist.